

Die Genderdimension der Informatik

Britta Schinzel ist für mich die Grande Dame der Informatik und Gesellschaft und eine Eminenz informatischer Genderforschung. Wer sich über die Dimension Geschlecht in Bezug auf Forschungsfragen, Handlungsempfehlungen, Curriculumsgestaltung oder kommentierte Statistiken informieren möchte, schlägt am Besten bei Schinzel nach. Denn wer in einem durchschnittlichen Informatikerseminar über Genderfragen spricht, sieht sich vor mehrere Probleme gestellt:

Vorurteile gegen Genderfragen

Zunächst gilt es, überhaupt Diskussionsbereitschaft zu erhalten. Als männlicher Seminarleiter ist man hier klar im Vorteil. Frauen müssen häufig mit dem Vorbehalt umgehen, vorwurfsvolle Rhetorik aufzufahren, die männliche Teilnehmer von einer kritischen Teilnahme am Genderdiskurs ausschließt, es sei denn, man stimmt den Protagonistinnen vorbehaltlos zu. Im historischen Rückblick ist diese Sorge nicht ganz unberechtigt. Bei der Lektüre jüngerer Beiträge wird jedoch deutlich, dass die Genderstudien inzwischen einen hohen Grad der Selbstreflexivität erreicht haben, bei dem Genderfragen ebenso thematisiert werden wie genderpezifische Sichten auf Genderfragen. Vorbei also die Zeiten, wo *Gender* gleichbedeutend ist mit einem Gestus, der die männliche Sicht als die zwar herrschende, zugleich aber hochgradig defizitäre Herangehensweise freilegt. Zwar haben Autorinnen noch immer das Dekonstruktionsmonopol, der Genderdiskurs hat inzwischen aber eine gemäßigte Gangart gefunden und beschäftigt sich mehr mit kulturellen Konstruktionsbedingungen und sozialer Attributierung als mit dem Vorwurf der Unterdrückung und Beherrschung. Und da kann jeder mitmachen.

Natürliches und soziales Geschlecht

Nach der Gesprächsbereitschaft geht es an die grundlegenden Begriffe. Die angelsächsische Trennung von *Sex* und *Gender* findet in der deutschen Sprache keine Entsprechung. Wo aber die kategoriale Trennung von natürlichem und soziokulturellem Geschlecht nicht erfolgt, wird bereits die Frage nach Konstruktionsbedingungen von Geschlechtlichkeit als Provokation empfunden. Als gäbe es da viel zu diskutieren, ein Mann ist ein Mann! Ohne begriffliche Differenzierung erscheint der Genderdiskurs zurecht als ‚queer‘, als Versuch, einen offensichtlichen und undiskutablen Unterschied diskursiv aufzuweichen.

Natur oder Kultur

Doch selbst wenn diese Hürde genommen ist, zeigt sich das binäre Denken erneut. Nach *Mann* oder *Frau* wartet die Dichotomie *Natur* oder *Kultur*. Wenn so etwas wie Geschlechtlichkeit schon sozial konstruiert ist, dann bitte schön vollständig. Dann sind alle gleich und werden nur aufgrund ihrer biologischen Ausstattung in die eine oder die andere Ecke erzogen. Zur Widerlegung dieser Extremposition werden regelmäßig Ergebnisse der Neurobiologie, der Psychologie und der Ethologie herangezogen, die vielfach zeigen, dass die Unterschiede tiefer sitzen und es so etwas wie männliches und weibliches Denken, Fühlen und Handeln gibt. Also doch alles Natur?

Zwischenstufen

Der nächste Schritt ist die Akzeptanz von Zwischenstufen. Die Entwicklungspsychologie weist darauf hin, dass ein Mensch zwar nur ein Junge oder Mädchen, ein Mann oder eine Frau ist (von wenigen Ausnahmen abgesehen), dabei aber durchaus feminine oder maskuline Verhaltensweisen zeigen kann. Dadurch kann zwischen geschlechtsspezifischem und geschlechtstypischem Verhalten unterschieden werden und letzteres gerät von einer biologischen zu einer statistischen Größe. Typisch männlich ist, was viele Männer sind und machen, es ist aber nicht zwangsläufig an ein Y-Chromosom gekoppelt. Die Natur bestimmt, ob jemand männlich oder weiblich ist, die Kultur, was *männlich* und *weiblich* bedeutet. Ein Mann kann damit Verhaltensweisen zeigen, die typisch *weiblich* und als solche kulturell kodiert sind und umgekehrt. Das biologische Geschlecht wird durch diese Erkenntnis nicht in Frage gestellt.

Die konzeptionelle Trennung von natürlichem und sozialem Geschlecht bildet die Grundlage für die Rationalität der Genderforschung. Wer hier nicht folgen kann, muss draußen bleiben. Dies wird dann aber nicht als Problem des eigenen Horizonts gesehen, eher wird der Wissenschaftscharakter der Genderstudien in Frage gestellt. Trotz aller empirischen, hermeneutischen, diskursanalytischen oder phänomenologischen Nachweise wird sie auf diese Weise als subjektive Theorie einiger Feministinnen aus der eigenen Wahrnehmung heraus gehalten. Dennoch bleibt das Thema emotional besetzt und kann bei Unvorbereiteten nur mühsam zur Sprache gebracht werden und wenn, dann nur mit höchster Aufmerksamkeit, nicht in ein Mars/Venus-Schema zu fallen.

Gender und Softwareentwicklung

Für die Informatik ist es aber wichtig, den Einfluss weiblicher und männlicher Herangehensweisen auf informatisches Arbeiten zu erkennen und zu reflektieren. Nach meiner Erfahrung sind auch Informatiker bereit, über Genderfragen zu diskutieren, wenn sie sich davon z.B. versprechen, Einsichten in die Entwicklung besserer Software zu gewinnen. Aus kulturwissenschaftlicher Sicht ist diese Herangehensweise zwar sehr funktional, aus didaktischer Sicht ist es aber besser, Menschen dort abzuholen, wo sie stehen und nicht dort zu erwar-

ten, wo sie hinkommen sollen. Hier verdanke ich Brittas Arbeiten einen sachlichen Einstieg in die Diskussion.

In der Softwareentwicklung finden sich Gendereinflüsse in Lehre und Forschung, bei Entwurf und Implementierung, bei der Rekrutierung und Stellenbesetzung. Die Trennung in männlich/weiblich ist kulturell eng verbunden mit der Trennung in technisch/sozial. Es ist wie bei Star Trek: Die Männer stehen auf der Kommandobrücke und im Maschinenraum, die Frauen kümmern sich um das Psychosoziale. An dieser Stelle kommen die kulturellen Hierarchien ins Spiel: In der Softwareentwicklung gelten die analytisch/technischen Aufgaben als fachliches Zentrum, die gesellschaftlichen und sozialen Anteile als Schnittstellen, die an der Peripherie angesiedelt sind. Aushandlungsprozesse mit Kunden, Anforderungsanalysen und Teamkommunikation werden dann zu weiblichen Aufgaben, die als geschlechtspezifische nicht erlernt, sondern von zu Hause mit gebracht werden. Diese aus kultureller Attributierung folgende fachliche Lokalisierung von Fertigkeiten führt dazu, dass soziale Kompetenzen im Studium nicht gefördert, bei Entwicklungsaufgaben nicht berücksichtigt, bei Stellenausschreibungen zwar verlangt, bei der Rekrutierung aber nicht geprüft werden.

Die Unterteilung in Kern- und Randkompetenzen geht einher mit der kulturell konstruierten Bedeutung von Männlichkeit und Weiblichkeit und kann daher zurecht ‚androzentrisch‘ genannt werden. Ihre Dekonstruktion leistet einen Beitrag dazu, das in seinen Aufgaben noch unscharfe Gebiet der Softwareentwicklung von dem allzu rigiden Leitbild des einzig an technischer Rationalität ausgerichteten Ingenieurs zu lösen und die als weiblich konnotierten *weichen* Kompetenzen zu einem integralen Bestandteil der Ausbildung zu machen. Denn so sehr auch viele Informatiker die Stabilität ihrer Geschlechteridentität und sozialen Hierarchie an den kompetenten Umgang mit Technik hängen, bleibt doch die Hoffnung, dass alle an qualitativ besserer Software interessiert sind, die sich mit Technik allein nicht erreichen lässt.

Britta Schinzel hat es immer geschafft, unaufgeregt und vorwurfsfrei über diese Themen zu sprechen und zu schreiben und sie hat damit die Sache sehr befördert. Für diese Anregungen danke ich ihr.



Jochen Koubek studierte Mathematik, Informatik und Philosophie an der TU-Darmstadt und promovierte anschließend zum Thema „Vernetzung als kulturelles Paradigma“ über kulturelle Auswirkungen des Internets am Seminar für Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seitdem ist er wissenschaftlicher Assistent am Institut für Informatik in der Arbeitsgruppe „Informatik in Bildung und Gesellschaft“ bei Wolfgang Coy. Zu seinen Arbeitsgebieten gehören Informatische Bildung, Digitale Medien, Sozial- und Kulturgeschichte der Informatik sowie Fachdidaktik Informatik.